

# Die Rechte

Autor(en): **Müller, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751456>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aufwarf, das Grüblerische, das in die letzten Verborgenen dringen will, ist von einer Beschaulichkeit aufgesogen worden, die ihrer Tiefen sicher ist und sich gar nicht darum zu mühen hat. Flase hat in diesem Buche die Reife des vollendeten Erzählers erreicht, dem man in alle Ewigkeiten lauschen könnte. Und wenn er, weil gerade eine gute Gelegenheit da ist, aufhört, so weiß man genau, bald wird er weitererzählen, vielleicht, was dann geschehen ist, vielleicht eine ganz andere Geschichte — weiß genau, daß man wiederkommen wird, um ihm weiter zuzuhören.

L. S. Meißel

## Die Rechte

Ein Märchen von Fritz Müller, Zürich

I.



Der junge König war des Suchens müde.

Seit drei Jahren hatte er nach einer Braut geschaut und fand sie nicht. Die rechte nämlich.

Die rechte müsse eine Krone tragen wie unser Herr am Kreuze.

„Daran wirst du sie erkennen“, hatte seine Mutter ihm gesagt eine Stunde, eh sie starb.

Aber da war keine, welche eine solche Krone trug, so viele schöne er auch sah. Manche trug ein Krönlein, hell und blinkend. Aber eine Christuskrone war es nicht. Die Krone unseres Herrn am Kreuz war nicht aus Gold und Silber.

Unter den Schönen ist sie nicht, bedachte sich der König. Vielleicht ist's eine Häßliche?

Da zogen die Häßlichen des Landes vor dem Thron vorbei und neigten sich. Und der König konnte ihren Haarschmuck sehen. Der aber war bei den Häßlichen noch glänzender und gleißender als bei den Schönen.

Vielleicht daß ich in andern Ländern auf die rechte komme, überlegte sich der König. Und dann nahm er einen Stecken in die Hand und einen Mantel mit Kapuze auf die Schultern und wanderte in andern Reichen.

Viele Mädchen sah er auf den Straßen und manche Dame sah aus hohen Fenstern. Aber eine Christuskrone hatte keine.

Da ward der junge König traurig und ging querfeldein, bis er an einen Waldrand kam. Dort setzte er sich hin, und der Kopf sank ihm müde in die Hand. Und seine Mutter kam ihm in den Sinn. Die Bedingung war so schwer. Frauen mit Christuskronen gab es nicht. Warum nur hatte seine Mutter . . . ?

„Warum so traurig?“ sagte da eine Stimme.

Als der König auffah, stand eine Besenbinderin vor ihm. Es war ein braunes, schlankes Mädchen mit hellen Augen. Sie hatte fleißig Reiser eingesammelt. Und nun setzte sie sich hin, um Besen daraus zu machen.

„Warum ich so traurig bin?“ sagte der König, „weil ich die rechte Braut nicht finden kann.“

„Was muß sie denn Besonderes haben, daß das so schwer ist?“ lachte die junge Besenbinderin.

„Eine Krone.“

„Aber dann müßte es ja eine Prinzessin sein“, sagte das Mädchen und betrachtete des Königs Mantel, der vom Wandern grau und dünn geworden war.

„Nein“, sagte der König, „Prinzessinnen haben nicht die rechte Krone.“

Da flocht sich die schlanke Besenbinderin aus Reiskorn einen Kranz und setzte ihn auf.

„Vielleicht ist es eine solche?“ sagte sie scherzend, und gleich darauf tat sie einen leisen Schrei. Ein paar Tröpflein rotes Blut rieselten ihr über die Stirne. Ein paar Dornen an den Reiskorn hatten sie gestochen.

Und wie der König hinsah, stand die rote Sonne gerade hinterm Haupt der jungen Besenbinderin, und ein paar feine Strahlen schossen durch die Reiskornflechten der Krone.

Da wurden des Königs Augen groß und fingen an zu leuchten.

„Du bist die rechte“, sagte er und nahm sie bei der Hand. Und dann führte er sie in sein Land und machte die schlanke braune Besenbinderin zu seiner Königin.

## II.

So nahm der junge König also eine Besenbinderin zur Frau.

Aber vor der Hochzeit bekam er's mit der Angst.

„Du mußt mir schwören“, sagte er, „es keinem Menschen zu verraten, daß du eine Besenbinderin gewesen bist.“

„Warum denn?“ sagte die schlanke braune Besenbinderin mit den hellen Augen, „das ist doch keine Schande.“

„Das verstehst du nicht“, sagte der König, „eine Königin darf keine Besenbinderin gewesen sein.“

„Warum denn?“ fragte sie wieder.

Aber da wurde der König zornig und betrübt zugleich. Und weil er so betrübt war, versprach sie es dem König, und es war eine fröhliche Hochzeit.

Alle Leute bestaunten die junge Königin.

„Wie kommt es“, sagten sie, „daß wir sie nie gesehen haben?“

„Ei, der König soll sie bei Nacht und Nebel aus dem Nachbarreiche geholt haben“, sagten andere.

„Für eine Königin ist sie aber arg braun“, hieß es wieder.

„Ja, aber dafür hat sie helle Augen — schaut nur, wie hell die sind. Mit solchen Augen muß man ja im Dunkeln sehen können.“

„Ja ja, aber für eine Königin ist sie halt doch gar zu schlank und hurtig.“

„Und ist das nicht gescheiter, als wenn sie eine Kugel wäre?“

So ging das Reden hin und her. Aber weil die Hochzeit so glänzend war und weil dreihundert Ochsen dazu am Spieß gebraten wurden für die Untertanen, war am Ende doch nur lauter Freud und Seligkeit. Und noch drei Jahre später sprach man von der schönen Hochzeit.

So lange dauerte es nämlich, bis der König seiner Frau sein Königreich von innen und von außen vorgewiesen hatte. Immer fuhren sie in einer Kutsche durch das Land. Das war der Königin bald leid.

„Ich möchte einmal wieder auf den bloßen Füßen springen“, sagte sie zum König.

„Pßt, daß uns niemand hört“, machte der König und zog die Brauen in die Höhe.

„Warum denn?“

„Königinnen fahren in der Kutsche und springen nicht auf bloßen Füßen, daß du's weißt.“

Aber die Königin wußte es immer noch nicht. Denn nach einer Weile fing sie wieder an zu fragen:

„Bitte, mein Gemahl und König, darf ich nicht einmal die schwere goldene Krone von dem Kopf herunternehmen?“

„Nein“, sagte der König ungeduldig, Königinnen müssen Kronen tragen, daß du's weißt.“

Aber sie wußte es immer noch nicht. Denn auf einmal kam ihr ein Gedanke, und sie sagte fröhlich:

„Lieber König und Gemahl, muß es schon eine Krone sein, dann vielleicht auch einmal wieder jene Krone, in der ich dir so gut gefallen habe, gelt?“

Aber der König hatte es vergessen und fragte nur:

„In welcher Krone denn?“

„Ei, in der aus Reifern, weißt du.“

Da wurde der König rot und böse. Denn der Obersthofmarschall am Kutschbock hatte es gehört. Der Obersthofmarschall konnte nämlich mit den großen Ohren wackeln. Dann hörte er nach hinten grad so gut als wie nach vorne, wißt ihr.

Und dann sagte der König drei Stunden lang kein Wort mehr zu der Königin. Sondern nickte immer nur den Untertanen gnädig zu am Wege. Aber er hatte ein wenig ein verzerrtes Gesicht dabei.

Als es der Königin gar zu lang geworden war, wünschte sie sich, eins von den Rädern möchte brechen. Und sie sagte ganz leise hundertmal vor sich hin:

„Wenn doch ein Rad bräche — wenn doch ein Rad bräche . . .“

Beim hundertsten Mal aber brach das Rad wirklich. Und der Oberhofmeister flog in einem großen Bogen vom Boock. Während er aber durch die Luft sauste, wackelte er kräftig mit den großen Ohren wie ein Vogel mit den Flügeln, so daß er wieder ganz sacht auf die Erde herunterkam. Der König aber und die Königin saßen erschrocken in der schiefen Kutsche.

„Jetzt darf ich aber ein wenig heraus?“ sagte die Königin.

„Wenn es der Obersthofmeister für richtig hält“, sagte der König. Der Obersthofmeister aber sagte:

„Es ist nichts dagegen einzuwenden mit Rücksicht auf den ganz besondern Fall.“ Dabei rieb er sich an seinen Hüften.

Da sprang die Königin mit flinken Füßen aus dem Wagen wie ein Gemslein.

„Ich laß mich hängen“, murmelte der Obersthofmeister, wenn das königlich ist.“

Und während die Kutsche vom Dorfschmied wieder ganz gemacht ward,

ging der König und die Königin auf einen hohen Hügel hinauf. Da standen sie still.

„Siehst du“, sagte der König, „gleich da drüben ist mein Reich zu Ende. Nun hast du alles gesehen. Was gefällt dir nun davon am besten?“

Da sah die Königin hart an der Grenze eine Menge Büsche stehen, aus deren Zweigen sie früher die schönsten Reißigbesen machte. Und sie hüpfte auf ihren Atlasschuhen in die Höhe, klatschte in die Hände und rief:

„Am besten gefallen mir da drüben die wundervollen Be —“

„Besenreißer“ hatte sie sagen wollen. Aber sie kam nicht zu Ende mit dem Sprechen. Denn eben kam der Obersthofmeister heraufgekeucht und machte einen mächtigen Wind mit seinen großen Ohren.

„Majestät!“ schrie er, „Majestät! Am Kutschenschlage hat der dumme Schmied die Königskrone abgeschlagen!“

Da ging der König geschwind zurück und ließ seine Gemahlin in der Eile stehen. So rasch ging er, daß ihn der Königsmantel dabei hinderte. Da raffte er ihn auf und rannte.

Die Königin sah das aus der Ferne, lachte über den Anblick und machte es gerade so. Mit aufgehobenen Röcken sprang sie wie in alten Tagen nach den Büschen mit den schönen Reißern.

Als der König aber an der Kutsche ankam, stand der finstere Schmied mit seinem Hammer da und wollte das abgeschlagene Krönlein nicht wieder an den Kutschenschlag befestigen.

„Abgesprungene Kronen müssen abgesprungen bleiben“, sagte er und sah so drohend aus dabei, daß sich der Obersthofmeister nicht einmal mit den Ohren zu wackeln traute. Und der König war über die Maßen zornig und warf in seinem Zorn die abgesprungene Krone dem Schmied an seinen Kopf. Der aber fing sie auf, steckte sie in seine Tasche und murmelte:

„Ich behalte sie als Abschlagszahlung auf die große.“

Da bemerkte der König, daß die Königin fehlte.

„Wo ist die Königin?“ rief er.

Und man suchte sie auf dem Hügel. Aber da war sie nicht.

„Über der Grenze ist eine Menge Volk“, sagte der König spähend, „sie wird doch nicht hinübergelaufen sein!“

Und wie sie an die Grenze kamen, sahen sie etwas sonderbares. Über der

Grenze kniete die Königin mit aufgeschürzten Röcken auf dem Boden, einen Haufen Reifig neben sich und machte Besen. Und daneben lag ein Kranz aus Reifig, den sie schon geflochten hatte.

Und die Königin war glücklich und sang ein Lied dazu. Das Volk aber vom Nachbarreiche stand herum und sang nach jeder Strophe der Königin:

„Frau Königin, Frau Königin  
Ist eine Besenbinderin,  
Das ist sie auch gewesen,  
Komm, bind uns einen Besen.“

Als die Königin den König kommen sah, sprang sie auf, drückte sich den Reiserkranz aufs Haupt und sprang ihm voller Fröhlichkeit entgegen:

„Ach, ich bin so glücklich, lieber König und Gemahl“, rief sie.

Da sah der König das spöttische Gesicht des Obersthofmeisters, und es wurde ihm dunkel vor den Augen. Sein Szepter nahm er und schlug in blindem Zorne nach der Reifigkrone auf dem Haupt der Königin.

Und dann wandte er sich und ging mit dem Gefolge in sein Reich zurück. Die verlassene Königin aber stand da mit einem weißen Gesicht, und noch einmal perlten ihr ein paar dünne Blutstropfen von der Reifigkrone über die Stirne. Und wieder schien die rote Abendsonne gerade hinter ihrem Haupte. Aber kein Sonnenstrahlchen stahl sich durch die Krone. So dicht lagen die Reiser von dem Szepterschlage aufeinander. Und der Schmerz leuchtete wie Silber an ihren Schläfen.

Dann neigte sie den Kopf einwenig und ging langsam durch das Volk hindurch in den Wald.

### III.

Als der erzürnte König wieder in die Nähe seiner Hauptstadt kam, sah er manches finstere Gesicht am Wege. So finster, wie der Schmied war mit dem Hammer, der die abgesprungene Krone in der Tasche hatte.

„Was bedeutet das?“ fragte er den Obersthofmeister.

Aber der wackelte nur mit den Ohren und wußte nichts.

In der Stadt drang drohendes Gemurmel an den Kutschenschlag.

Da rief der König seinen Kanzler in das Schloß, und der erzählte:

Eine Gärung sei im Volke. Und sie wollten keinen König mehr. Denn

sie könnten sich jetzt selber regieren, sagten sie. Und ein Schmied hart an der Grenze des Reiches, das sei einer der Hauptträdelsführer.

„Den kenne ich“, sagte der König, „der hat meine Krone in der Tasche.“

Und es ward bekannt im Volke, daß der König selber zu seinem Kanzler gesagt habe, der Schmied habe die Krone in der Tasche. Da strömten den Auführern viele Leute zu, und es gab überall im ganzen Reiche erbitterte Kämpfe. Bald war der König siegreich, bald der Schmied. Durch viele Jahre zog der Kampf sich in die Länge. Und der junge König bekam darüber graue Haare an den Schläfen.

Einjam hauste er in seinem Schlosse. Oft ging er durch die verlassenen Zimmer der Königin und seufzte. Alles Glück und alle Freude war von ihm gewichen. Er kämpfte ohne Hoffnung um die Krone.

Und so geschah es, wie es kommen mußte. Des Königs Heere wurden überall geschlagen. Die letzten Freunde fielen ab. Und eines Tages stellte sogar der Obersthofmarschall die großen Ohren in den Dienst des Feindes.

Da floh der König.

Er hatte wieder seinen alten Stecken in der Hand und den dünnen, verwanderten Mantel mit der Kapuze über den Schultern. Sonst nahm er nichts mit, als er in der Nacht vom Schlosse ging.

Nichts? Doch, doch — unterm Mantel trug er eine Reisigkrone. Jene erste, welche seine Frau geflochten hatte, damals, als er sie als Besenbinderin gefreit. Die hatte er in einem Schranke eines Zimmers der verschollenen Königin gefunden. Lange hatte er sie angesehen, und dann nahm er sie mit.

Kein Mensch im Reiche hielt den unscheinbaren Wanderer auf. Durch Regen ging er und durch Sonnenschein viele Wochen lang. Und auf einmal war er an der Grenze seines alten Reiches. An der Schmiede kam er auch vorüber, wo sein finsterner Widersacher hämmerte. Über der Türe sah er das abgesprungene Krönlein mit einem Eisenstiften angenagelt.

Da kam die Frau des Schmieds ans Fenster und hielt dem müden Wanderer ein Stück weißes Brot hin.

Aber geschwind wandte der sich ab und war in einer kleinen Weile über seines Reiches Grenze.

Und dann wanderte er lange in der Fremde ohne Ruhe hin und her. Oft fragten ihn die Leute, die ihm Unterkunft gewährten, wohin die Reise ginge.



Aber er wußte es selber nicht.

Bis er eines Tages von der großen Straße abbog und querfeldein an einen Waldrand kam, den er zu kennen glaubte. Und als er näher zusah, war es die Stelle, wo er der Besenbinderin die königliche Hand zur Ehe reichte.

Da kam die Erinnerung mächtig über ihn, und er setzte sich wieder wie damals auf den Stein. Schwer sank ihm der müde Kopf in die Hand. Und eine Träne rann ihm in den lang gewordenen Bart.

Und wie er wieder auffah, sah er das Bild der braunen Besenbinderin vor seinem Angesichte stehen. Jung und frisch wie damals. Traurig wischte er sich über seine Augen, um das Traumbild, das ihn narrete, zu verscheuchen.

Aber da sah er plötzlich, daß das Bild lebendig war. Auf ihn kam das Bild und nahm seinen grauen Kopf in weiche, warme Arme.

Und als nach einer langen Weile diese Arme ihn wieder freigegeben hatten, griff der Wanderer lächelnd unter seinen Mantel und zog die Reißigkrone heraus.

„Da“, sagte er, „ich habe dir auch etwas mitgebracht.“

Auf den Kopf setzte er sie ihr und streichelte Kopf und Reißigkrone. Sie aber sprang fort und holte die zweite Reißigkrone. Die drückte er sich selber auf den Kopf. Und nun waren sie wieder König und Königin. Und sie lächelten sich an.

Dann aber nahmen sie sich bei den Händen und tanzten sachte in den Wald hinein zu ihrer Hütte.

## Gedichte von Emil Schibli

### Abendlied

über allen Wäldern steht nun der Abendschein.  
Müde schläft ein leiser Wind in den Wipfeln ein.

Weißer Wolken ziehen fern in den Himmel fort;  
und ein Erdenlichtlein blinkt da und hier und dort.

Meine Seele hat sich ganz stille aufgetan,  
diesen süßen Frieden nun dürstend zu empfang'n.

über allen Wäldern steht goldene Sternenpracht;  
und wir wünschen, Gott und ich, leis uns gute Nacht.